Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 22. 9. 1935 | Nr. 38

Bismarck.

Von Robert Hohlbaum.

Als Junker aufgewachsen, Student in Göttingen, dann Gutsherr, der „tolle Bismarck“ genannt, ließ er damals noch nicht die künftige Größe ahnen. Das Jahr 1848 bestärkte seinen Widerstand gegen die Auswüchse der Herrschaft des „souveränen“ Volkes und der Demokratie. Als Gesandter am Frankfurter Bundestag, wo alle deutschen Regierungen ihre Vertreter hatten, lernte er den Jammer der deutschen Uneinigkeit kennen, namentlich aber die stete Rivalität zwischen Preußen und Österreich, den Kampf der beiden Großmächte um den Vorrang in Deutschland. Hier wurde er überzeugter Preuße und Gegner Österreichs, das kurz vorher Preußen in der Zusammenkunft von Olmütz eine schwere diplomatische Niederlage bereitet hatte. In Rußland und Paris studierte er das diplomatische Handwerk, und endlich kam er an den Platz, an dem er seine Lebensaufgabe ausführen sollte, er wurde preußischer Außenminister.

Wir haben es des öfteren in der Geschichte erlebt, daß Diplomaten und Militärs in schärfsten Gegensatz traten. Im Preußen dieser Tage dienten Bismarck, Moltke und Roon der Erstarkung des Staates, und waren, bis auf geringfügige Gegensätze, im großen Ziele einig.

Bismarck war damals Preuße und nichts als Preuße. Sein nationales Bild war wesentlich enger als das des Freiherrn von Stein etwa, der fünfzig Jahre vorher schon das schöne weise Wort gesprochen hatte: „Ich kenne nur ein Vaterland, das heißt Deutschland.“ Und dem Preußen und Österreich nichts waren als Mittel, durch die er seinen für seine Zeit zu großen Traum verwirklichen wollte. Der Freiherr von Stein war ein Idealpolitiker, dessen unschätzbares Verdienst es ist, ein bis auf unsere Tage wirksames Ideal aufgestellt zu haben. Bismarck aber hatte nur den Ehrgeiz, praktisch das Mögliche zu schaffen, kein Zwischenlied der Entwicklung auszulassen und das zu erreichen, was für seine Zeit möglich war.

Noch ein großer Unterschied bestand zwischen den beiden Staatsmännern: Der Freiherr von Stein war ein konservativer Revolutionär, kein Jakobiner freilich, zu dem ihn der Liberalismus stempeln wollte, aber doch ein freier Reichsritter, der niemand über sich erkannte, als den Kaiser. Die Fürsten und Dynastien waren ihm ziemlich gleichültig. Bismarck dagegen war überzeugter Monarchist, der seinen Herrn in Wilhelm dem Ersten erkannte, der aber auch jede Dynastie, sofern ihr Untergang nicht unbedingt zur Stärkung und Vollendung des preußischen Zieles nötig war, schonte und rücksichtsvoll behandelte. Es ist bekannt, welche unschätzbaren Vorzüge Wilhelm besaß. Er hatte von seinem Vater die gerade, kluge Nüchternheit geerbt, aber er verband diese mit einer sicheren Witterung für das Große, er besaß die Größe, die nur wenige Fürsten haben: Jene Größe, die in ihrer Umgebung Genies erträgt und sich ihrem Rate fügt. So ist er selbst „groß“ geworden und ein Held unseres Volkes. Er hat Bismarck gegen die öffentliche Meinung, man kann schon sagen gegen das ganze Volk gehalten. Erst der große Erfolg des Jahres 1866, der Sieg gegen Österreich, durch den die Vorherrschaft in Deutschland endgültig für Preußen entschieden wurde, ließ die Meinung des Volkes sich völlig wenden, und Bismarck begann neben den großen Feldherrn allmählich nicht nur eine international geachtete Größe, sondern auch ein im breiteren eigenen Volke geliebter Mann zu werden. Er freilich hat die trüben Zeiten der Verkennung nie ganz vergessen. Als ihm ein Freund beim siegreichen Einzug durchs Brandenburger Tor nach dem Siege über Österreich Glück wünschte, sagte er: „Wenn Königgrätz anders ausgegangen wäre, hätten mich die Fischweiber mit dem nassen Fetzen aus der Stadt gejagt.“ Durch diese harte Schule wurde er der wahrhaft große Staatsmann, der nie daran dachte, ob er sich beliebt mache, sondern nur daran, Deutschland groß und frei zu machen. Denn dieser Vorkämpfer eines starken und mächtigeren Preußen hatte allmählich sich ein größeres Ziel gesetzt: ein einiges Deutschland zu schaffen.

Es war nicht leicht für Bismarck, in allem seinen zum Ziele führenden Willen durchzusetzen. Im Kampfe um die Herrschaft in Deutschland hatte es nicht an gutem Willen gefehlt, ihn unblutig auszutragen, sowohl auf Hohenzollernscher Seite als auch auf Seite Franz Josephs. Sie schreckten vor einem Bruderkriege zurück, in dem Bismarck die einzige Möglichkeit der Lösung dieser Frage erkannt hatte.

Aber er ruhte nicht aus auf den errungenen Lorbeeren, er und die militärischen Berater wußten, daß der große Kampf erst bevorstehe. An dem Sieg von 1870/71 hat Bismarck seinen redlichen Teil. Das, woran es in der Zeit vor dem Weltkrieg so furchtbar fehlte, die glänzende diplomatische Vorbereitung, das hat Bismarck in reichstem Maße geleistet. Frankreich blieb allein, und — was allgemein überraschte — alle deutschen Staaten, mit Ausnahme des ausgeschlossenen Österreich, zogen mit in den Kampf. Wir, denen Bismarck schon zum Mythos, zu einem überirdischen Geist geworden ist, zu einem Helden neben Armin, Luther und Friedrich dem Großen, vergessen nur zu oft, daß er nicht nur Held, sondern auch ein Meisterdiplomat gewesen ist, der einen so geriebenen Fuchs wie Napoleon III. überlistete. Im Frieden mit Österreich hatte er all seinen Einfluß gegen den König und die Militärs aufgeboten, die begreiflicherweise diesen Sieg ausnützen wollten, um Österreich auf alle Art zu schonen, und sich so dessen Neutralität im großen Kriege gegen Frankreich und das spätere Bündnis zu sichern.

Dieses zweite Reich der Deutschen, das Bismarck schuf, war freilich, das wissen wir alle, nur ein notwendiger Übergang und kein letztes Ziel. Es schloß nicht nur die österreichischen Deutschen aus, und mußte sie ausschließen nach dem Stande der Dinge, sondern der Staat Bismarcks war auch noch weit entfernt von dem Ziel der Volksgemeinschaft. Noch war Deutschland in eine Reihe von Einzelstaaten geteilt, deren Grenzen erst in unseren Tagen des neuen Deutschland fielen. Und dieses Bismarcksche Deutschland war auch noch durch Standesstolz und Kastengeist geteilt, es verstand zur Not, den Bauern mit dem Staate zu versöhnen, aber nicht den Arbeiter.

Bei aller Ehrfurcht vor dem großen, herrlichen Manne muß auch festgestellt werden, daß er die brennende Frage des bedrohten österreichischen Deutschtums, das an die Tore des Reiches pochte und um das Brot des Verstehens bat — das muß heute im geschichtlichen Abstande festgestellt werden —, nicht hören wollte, weil sie sich unmittelbar gegen sein Werk richtete, das, so groß und bedeutsam es war — ein Provisorium gewesen ist. Als er — auf eine Weise, die zu den traurigsten Geschehnissen der deutschen Geschichte zählt — zur Abdankung gezwungen wurde, verließen die Nachfolger seinen Kurs — die Rückversicherung durch Rußland —, der allein Dauer des Bismarckschen Werkes gewährleistet hätte — und beschleunigten die Geschehnisse, die zum Untergang führten.

Gefolgschaft

von Herbert Böhme

Es schreiten, die ihn tragen,
den Führer ihrer Pflicht,
und ihre Taten ragen
die Fahne in das Licht.
Und die Standarten haben
der Adlerflügel Lauf
und über alles Leben
schweben sie gläubig auf.

Es flammen die Entbrannten,
gezeichneten der Saat,
es schreiten die Entsandten
des neuen Reiches Pfad.
Das Schwert des Glaubens kündet
und steht in erdener Kraft,
wer sich zum Bunde bündet,
wächst aus der Leidenschaft,
wer sich zur Fahne stellte,
im Fahnendienst bereit,
ob ihn der Sturm zerspellte,
lebt in Unsterblichkeit.

Vielleicht ist Bismarck niemand so Mythos geworden, wie den Deutschen in Österreich. Er war jenen Schichten, die sich um den ersten Erwecker des strengen nationalen Gedankens in der Ostmark, um Schönerer, scharten, der Inbegriff alles Deutschen und Verehrungswürdigen. Aber als sie zu ihm in den Sachsenwald pilgerten, um ihm zu huldigen, da wußte er diesen Verbitterten keinen anderen Rat, als treu am angestammten Herrscherhause der Habsburger zu halten, unter deren Herrschaft eben Taaffe und nach diesem Badeni den schärfsten deutschen Kurs eröffnet hatten. Trotzdem blieb uns der alte Held bis zum Weltkriege der Inbegriff des großen Deutschland, zu dem die deutschbewußten Österreicher ihre Sehnsucht trieb.

Wir haben heute Abstand gegen das Bismarcksche Werk gewonnen. Eine Station auf dem Wege des deutschen Volkes. Denn über dem Wege deutschen Staatswerdens liegt eine ungeheure Folgerichtigkeit, die Trost und Stütze gibt. Und alle, auch die schwersten Schicksalsschläge, wie die Schlacht bei Jena, der Bruderkrieg von 1866, der Weltkrieg und seine Folgen, sie alle sind, wie Goethe im Faust sagt, nur „Teile jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft.“ Ohne 1806 kein Erwachen des Jahres 1815, ohne Königgrätz kein zweites Reich, ohne Versailles kein 1933, kein Werden der Volksgemeinschaft.

So wird, wenn auch Bismarcks Werk sterblich und wandelbar war, doch seine Kraft und sein Name unvergänglich sein.

Der Verständigungswille der jungen Generation.

Ein reichsdeutscher Junge schreibt:

Wieviele Jahre hat man nicht vergeblich versucht, die Grundlage des Friedens zu schaffen? Endlich, nach manchem Versuch, haben sich zwei neue tragende Grundpfeiler für die Verständigung gefunden: Der Soldat des Weltkrieges und die junge Generation. Das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit, das errungen wurde in der Selbstaufopferung für das Vaterland, eine innere Größe, gegeben durch Tapferkeit und inneres Streben, kennzeichnen die Haltung des Soldaten. Jugendfrische Begeisterung, fern von aller Sentimentalität, Lauterkeit des Willens und Nichtverstehen alles Gekünstelten, Unechten und nicht Lebenswahren sind Merkmale des jungen Geschlechtes.

Englische, französische und deutsche Frontkämpfer haben einander besucht, im Kampfe haben sie sich als Gegner und Männer achten gelernt, jetzt, wo es gilt, Aufbauarbeit zu leisten, wollen sie Kameraden sein.

Die deutsche Jugend und die junge Generation des Auslandes wollen keine „große Politik“ machen. Was wir wollen, wenn wir mit fremder Jugend im Lager und auf gemeinsamer Fahrt sind, ist eine gegenseitige Aussprache, ein Kennenlernen der gegenseitigen Verhältnisse, und in gemeinsamer Arbeit, im Sport und beim Lied der Gewinn gegenseitiger Achtung und daraus eine echte Kameradschaft.

Als gelungenen Anfang hat im vorigen Jahr die Hitler-Jugend einige Lager mit der englischen und französischen Jugend durchgeführt, z. B. das Jugendtreffen im Januar 1934 in Berlin, das junge deutsche und französische Dichter vereinigte, eine Fahrt von Jungvolk-Pimpfen nach Frankreich und von französischen Pfadfindern nach Deutschland sowie ein deutsch-englisches Lager bei Hamburg.

In diesem Jahr machte ein deutsch-englisches Arbeitslager in Bryanston School den Anfang. Drei deutsche Jugendgruppen fuhren nach England, Boy Scouts und englische Jungarbeiter kamen nach Deutschland. Aus Berlin wanderten Jungvolk in Frankreich an der Loire mit anschließendem Besuch in Paris. Auf Einladung deutscher Frontkämpfer weilte im August eine französische Jugendgruppe in Süddeutschland und Berlin. Deutsche und französische Studenten lebten im Juli und August in Lagern an der Ostsee und in Evian am Genfer See. In aller Erinnerung ist noch die Fahrt der HJ-Spielschar nach Warschau.

Die ersten Schritte auf diesem Weg zum Ziel einer gegenseitigen Achtung und Verständigung unter den Völkern sind getan. Es müssen noch viele Vorurteile aus der Bahn geschafft werden, aber gerade durch die Überwindung dieser Schwierigkeiten wird dann später einmal der errungene Erfolg um so größer und sicherer sein.

Einer hat sein Wort gebrochen.

Wir sind nebeneinander marschiert — Seite an Seite. Wir haben zur Nacht gemeinsame Zeltwacht gehalten für unsere Kameraden. Du und ich. Wir lagen im nassen Zelt, und der Regen klatschte gegen das nasse Leinen, wir stapften durch den Sand, als die Sonne glühte und die Kluft am Leibe klebte. Du und ich. Wir hatten beide denselben Gedanken und lebten beide demselben Glauben. Unser deutsches Volkstum, so sagten wir, für unser Volk müssen wir marschieren.

Wir saßen in den Heimabenden zusammen und hörten die Nöte unserer Kameraden und sprachen über unsere eigenen kleinen Sorgen. Wir sagten, wir dürfen unsere eigene Nöte nicht kennen, denn größer ist die Not Deutschlands. Wir halfen uns so gut es ging, über unsere eigenen Nöte hinweg. Manchmal, wenn wir richtig hinschauten waren es gar keine Nöte, die wir hatten. Wir waren nur einmal klein geworden über dem Großen. Du und ich.

Unser Volkstum. So gelobten wir am Lagerfeuer draußen am Walde. Du und ich. — Dann war das auf einmal da, das uns beide zu Fremden werden ließ. Plötzlich tat sich da zwischen dir und mir eine schwarze Wand auf. Es schien, als ob wir nicht mehr die Kameraden von damals wären. Ich weiß jetzt, was es ist, und ich muß es dir sagen. Deutschland, unser Volkstum, ist es und der Schwur. Wir schwuren gemeinsam. Einer von uns brach den Schwur. Vielleicht, weil er nicht wußte, was der Schwur bedeutet. Einer von uns beiden ging nicht mehr den Weg, auf dem die Kameraden marschierten . . .

Es fing mit einem Heimabend an. Da fehlte einer von uns beiden. Am nächsten Tag machte er ein schiefes Gesicht, und der andere schwieg. Dann war da etwas in seinen Augen, das sagte, ich mag nicht mehr, ich habe keine Lust. Es kam der Dienst am Sonntag. Wieder war der eine nicht da. Sie wußten alle, wo er war, denn sie hatten ihn mit seinen Schiern wegfahren sehen. Es rumorte in ihnen, aber keiner sagte etwas. Da war die Wand. Schwarz stand sie auf und trennte den einen von dem anderen. Der eine war nicht mehr.

Es ist schwer, das Volk über das Kleine, Eigensüchtige zu stellen. Verdammt schwer. Aber schön. Und unendlich dankbar. Wer das Volk über sich stellt, an dessen Grab werden einst Urenkel danken. Der wird in ihnen leben — ewig. Wer sein Volk über dem Ich vergißt, dessen Leib wird einmal verwehen in alle Winde. Haltet die Fahne in der Faust . . .?

Dies schrieb einer von beiden. Du fragst, wer der andere ist . . .? Vielleicht dann und wann du und ich . . .?

Arbeitsgemeinschaft „Modellbau“.

Der Primaner der deutschen höheren Schule sieht sich alljährlich vor ein Überangebot von Arbeitsgemeinschaften gestellt, von denen schwer zu sagen ist, welche den Vorrang verdient.

Am Rande des Hauptfeldes — Germanistik, Fremdsprachen und Naturwissenschaften — laufen einige Fächer mit freiwilligen Nachmittagsstunden, die zumeist als „Außenseite“ geringere Beachtung und Bewertung finden. Zu Unrecht hinkt auch hinterher — der Modellbau. Aber wir Schüler besitzen ein ziemlich sicheres Fingerspitzengefühl für die Schmackhaftigkeit dieses oder jenes Faches. Es gibt „trockene“ und sogenannte „fabelhafte“ Stunden. Wertmaßstäbe sind dabei die Möglichkeit zur Mitarbeit und

zur nützlichen Auswertung. Beide Vorteile, rege Mitarbeit zu verlangen und einleuchtende Nützlichkeit zu besitzen, hat für jeden Teilnehmer der Modellbau: eine Arbeitsgemeinschaft, die für Logik, handwerkliche Arbeit und künstlerische Form Aufmerksamkeit fordert.

Jeder Mensch, auch der junge, hat das Bedürfnis, den Erfolg seiner Arbeit zu sehen. Nicht nur den Erfolg, auch schon allein Wachsen, Steigerung, Vollendung. So wie wir uns freuen, Zug auf Zug eine Mathematikaufgabe zum richtigen Schluß zu bringen, so freuen wir uns um so mehr, wenn sowohl Geist als auch Auge Befriedigung beim Anblick einer selbstgeschaffenen, errichteten Arbeit finden. Das alles bietet der Modellbau.

Und was schaffen wir beim Modellbau?

Wir wollen nicht materialistisch denken und als Arbeitsziel aus einem nachgebildeten Bauernhaus von einem Museum 300 Mark schlagen. Wir bedenken den Wert, den wir der Nachwelt liefern, wenn wir in der Nachbildung Baudenkmäler unserer Heimat erhalten, aus denen Kulturhöhe und Kulturentwicklung hervorgehen.

Aber nicht am Klischee soll der Modellbau hängen. Tankstellen, Flugzeughallen, Autogaragen, Großstadtstraßen bietet die Wirklichkeit in immer weiter steigender Vollendung: Technik triumphiert und fordert Bewunderung. Und währenddessen fällt Volksgut, wertvollstes Besitztum, zusammen.

Da stehen wir eines schönen Tages vor dem alten Speicher der alten Mühle, dem Drei- und dem Vierständerhaus, und beginnen unsere Arbeitsgemeinschaft: Wir hocken nicht einzeln über Büchern, sondern helfen einander in gemeinsamer Arbeit. Der eine zeichnet, der mißt, der fragt — alles ergänzt sich: Die Vorarbeiten, das Vermessen, ist schnell erledigt — die Werkzeichnungen entstehen. Ein reges Hand-in-Hand-Greifen, bei dem nicht schulmeisterhafte Strenge die Aufsicht führt, sondern freies Handeln, das Zeit läßt zu mancher Zwischenfrage, Erläuterung, auch zu manchem Besser-Wissen und guten oder schlechten Einfällen.

Wir stellen gegenüber die von uns nachgebildete echte Speicherform von 1600 und die heutige, verschandelte (Wellblechwände, unpassende Fenster, Plakate von Zigarettenfabriken u. a.). Ein Blick genügt, um zu erkennen, wie sehr die alte Baukunst leidet — und wie geholfen werden muß, wo andere Arbeitsgemeinschaften einspringen können.

Das Modellieren wird zur Volkskunde: Wie wir [illegible]ken an Balken fügen und die Fertigkeit und die Kunst vergangener Geschlechter bewundern. Es ist verwirklichte Volkskunde, wenn wir zerbrechendes Volkstum wieder aufrichten, nicht zum Zeitvertreib, sondern weil wir Geschichte lernen wollen, bauen, arbeiten, schnitzen, leimen, kneten, schmieren und streichen. Selbständig und gern, auf ein Ziel zu, das immer schöner werden soll: das fertige Modell.

Joachim Günther.

Bodenturnen auf der Kegelbahn.

Unseren Sportbetrieb im Sommer durchzuführen, ist meist nicht schwer. Wir können draußen auf den Feldern „sporten“. Aber es gibt auch Regentage und dann muß auch an den Winter gedacht werden. Eine Turnhalle hat unser kleines Dorf nicht. Aber nach kurzer, eingehender Überlegung wußten wir uns zu helfen. Der Besitzer vom Dorfkrug hatte uns so oft nachgesehen, wenn wir singend durch das Dorf gezogen kamen. An ihn wandten wir uns. Wir kannten seine Kegelbahn, die doch nur an Sonnabenden und Sonntagen in Betrieb war. Als wir unsere Bitte vortrugen, schüttelte der Wirt zuerst ablehnend den Kopf. Doch als er unsere enttäuschten Gesichter sah, meinte er zögernd: „Wir können es ja mal versuchen.“

Seit drei Wochen haben wir nun unseren Sportabend auf der Kegelbahn. Zuerst war es ein wenig eigenartig. Doch schon beim zweiten Abend hatten wir uns daran gewöhnt. Unsere Sportwartin, die Abend für Abend die Landgruppen unseres Ringes aufsucht — obgleich sie doch oft ein bis zwei Stunden mit dem Rade unterwegs sein muß — war zunächst sehr erstaunt, als sie uns im Sportzeug auf der Kegelbahn sah. Aber dann sind wir lachend an die Arbeit gegangen. Wir lassen uns durch solche Schwierigkeiten nicht entmutigen. Die Notwendigkeit unseres Sportes haben wir alle erkannt; nun soll uns so leicht nichts wieder davon abbringen.

Bei Bodenturnen, Lauf- und Sprungübungen geht der Sportabend viel zu schnell herum. Nur kurze Zeit bleibt uns, um noch einen neuen Volkstanz zu lernen. Wir lachen häufig, wenn wir daran denken, wie steif und ungelenkig wir uns anfangs angestellt haben. Heute sieht es ja auch zuweilen ein wenig schwerfällig und ungeschickt aus; aber man merkt doch schon deutlich den Fortschritt.

Beim großen Sportstag im vergangenen Jahr waren wir Dorfmädel die „Sorgenkinder“ des Untergaues. Wir Mädel vom Dorf hatten ja kaum vorher geturnt. Hinzu kam, daß Erntezeit war, während der wir auf dem Felde helfen mußten. Aber schön war das große Sportfest doch, als wir mit all den Mädeln des Gaues zusammen auf dem Sportplatz angetreten waren und über uns die vielen Wimpel wehten. „Wir deutschen Mädel wollen Kameraden sein“, sagten wir zu Beginn der Veranstaltung im Sprechchor.

Wir denken noch oft an diesen Tag und auch an die Worte, denn sie stehen über unserer ganzen Arbeit. Wo wären wir, wenn wir nicht alle diesen Willen zu gemeinsamem Einsatz, zu gemeinsamem Schaffen hätten. Nie wären wir als einzelne Menschen mit den Schwierigkeiten in der Arbeit fertig geworden. Weil wir zusammenstanden, den Blick nur auf das Ziel gerichtet, haben wir es bis heute schon so weit bringen können.

Wir haben bei uns auf dem Lande schon viel erreicht. Die Eltern haben sich heute daran gewöhnt, daß ihre Mädel einmal in der Woche zum Sport zusammenkommen. Sie sehen die Notwendigkeit ein; sie machen uns keine Schwierigkeiten mehr. Dafür sind nun aber andere Hindernisse da. Raum und Geräte fehlen. Einstweilen behelfen wir uns ohne sie. Bodenturnen, Sprung- und Laufübungen kann man auch auf einer Kegelbahn machen, wenn man guten Willens ist. Diesen Willen aber haben wir! Wir lassen uns nicht unterkriegen! D. M.

Kameraden im Schulungsheim Grüntal.

Meinen Urlaub in diesem Jahre will ich im Jugendheim „Grüntal“ verbringen. Es wird ja nicht gerade eine Erholung sein; aber das tut ja nichts. Trotz Arbeit und Anstrengung wird die Zeit schön sein, unter gleichdenkenden Kameraden, wirklichen Kameraden im Geiste des Nationalsozialismus. Mit dem Gedanken ist wohl jeder der Teilnehmer nach Grüntal gekommen. Sie haben alle das gleiche Ziel, sio wollen alle hier noch etwas neues lernen, etwas neues hören, neue Menschen kennen lernen. Dieses Gemeinsame denkt jeder von sich aus müßte doch schon aus diesem Kreis eine Kameradschaft fest und geschlossen formen. Dem ist aber nicht so. Trotz des einigenden Willens und einigenden Zieles. Es sind Kameraden aus den verschiedenen Gebieten von Nordpommerellen bis Südposen. Man findet andere Menschen. Zu Hause die Kameradschaft sieht anders aus. Mit dem Einen und Andern versteht man sich ja bald, aber bei vielen ist doch etwas Trennendes, eine Wand, das Fremdartige, trotzdem es alles deutsche Jungens mit gleichem Ziel und Eifer sind.

Da geht es denn an die *gemeinsame Arbeit*. Wenn der Ordner vom Dienst sein Pfeifen ertönen läßt, springen sie alle aus den Betten. Jeder, ganz gleich woher er kommt, muß den Stubendienst, den Waschdienst, den Ordnungsdienst für einen Tag machen. Dann die Nachtwachen, ein gemeinsamer Marsch durch den dunklen schweigenden Wald, die gemeinsamen Lieder; alles das bringt sie ganz allmählich näher, sie fühlen und erleben den Geist der sie schließlich zur Kameradschaft führt. Bei fröhlichem Zusammensein in den freien Stunden, beim Erzählen lustiger Begebenheiten in den Betten vor dem Einschlafen, lernen sie sich richtig verstehen, vieles der Kameraden anders zu sehen und zu beurteilen.

Dialekt, Ausdrucksweise und verschiedene Eigenarten, die vorher manchmal lächerlich, manchmal abstoßend oder komisch wirkten, empfinden sie schließlich alle als gutgemeinte Kameradschaftszeichen. Sie merken zum Schluß, daß die *alle dasselbe wollen*, daß sie alle die gleichen deutschen Kameraden sein wollen. Je länger sie zusammen sind, *um so fester wird die Kameradschaft*, mit jedem Tag ein klein wenig. Die Kameradschaft kann eben nur durch gemeinsames Erleben erwachsen und ich glaube, wenn wir, jeder in seine Heimat fahren werden, dann erst wird ein jeder den richtigen Kameraden sehen. Dieses Erleben wirklicher Kameradschaft wird wohl nirgends einen so guten Boden finden, wie gerade im Jugendlager. So wird unser Jugendheim bestimmt zur Förderung des Kameradschaftsgeistes, des Grundpfeilers für die Volksgemeinschaft im nationalsozialistischen Sinne für unsere ganze Volksgruppe in Polen beitragen.

Die Peter-Pauls-Kirche zu Wilno
eine der schönsten Barockkirchen Polens



Linolschnitt von Karl Heinz Fenske
aus Marian Hepke „Wilno — Stadt zwischen Ost und West“

Ein Mädel in Grocholin erzählt:

„Meine schönsten Erlebnisse aus unserem Wald.“

Meine größte Freude war, wenn meine Schwester und ich am Abend auf Anstand mitdurften. Leider nimmt mein Vater uns nicht allzu oft mit, denn er behauptet, wir könnten uns nicht ruhig verhalten. — Es war in der Brunftzeit. Mein Vater hatte den Auftrag, einen Achter zu schießen. Wir bettelten solange, bis wir die Erlaubnis hatten, am Nachmittag mitfahren zu dürfen. Wir spannten unseren Fuchs an und fuhren los. Wir waren noch nicht weit gefahren, als auf einmal ein Rudel Hirsche vor uns stand, darunter auch der schwache Achter. Mein Vater ging ganz vorsichtig vom Wagen und pirschte sich heran, wir fuhren langsam weiter. Wir waren noch nicht weit, als ein Schuß fiel, wir konnten genau beobachten, wie der Hirsch unterm Feuer blieb. Wir überreichten den Bruch und fuhren fröhlich heim. Zu Hause wurde der Hirsch aufgebrochen und nach der Schloßküche gebracht. Wir hatten alle einen gesunden Appetit nach Hause gebracht und auf allgemeinen Wunsch gab es abends Hirschleber, die ganz vorzüglich schmeckte.

In der Brunftzeit gehen wir fast jeden Abend auf die Hochsitze. Wir setzen uns, bevor das Wild heraustritt. Wir hatten im vorigen Jahr das Glück, einen schreienden Hirsch auf ungefähr 8—10 Schritt vor uns zu haben. Es war ein herrlicher Anblick. Es war ein starker Zwölfender mit dicken Stangen und breiter Auslage. Er wur'e dann später abgeschossen. Herr von W. hatte mal zur Blutauffrischung einen Hirsch aus Ungarn schicken lassen. Er blieb aber nicht im Walde und mußte später, da er bösartig wurde, abgeschossen werden.

Viel Spaß haben wir mit unseren Rehen und Hirschen im Winter, wenn sie gefüttert werden. Sie wissen genau, um welche Zeit der Wagen mit dem Futter erscheint und stehen dann schon und warten. Überhaupt, wenn strenger Frost ist und sie Not haben, dann sind sie so vertraut, sie kommen dann bis auf unser Gehöft. Einmal hatte ich versucht, Aufnahmen zu machen und mich im Heuschuppen versteckt. Ich muß aber wohl nicht vorsichtig genug gewesen sein, denn sie standen auf etwa 100 Meter Entfernung und kamen nicht einen Schritt näher. Sobald ich wieder raus war, kamen sie wieder näher an den Schuppen.

Sehr interessant sind Enten- und Rebhühnerjagden. Ich habe auch schon oft mit der Büchse schießen dürfen. Habe aber noch nie auf ein Stück Wild geschossen. Ich denke aber, mein Vater gibt mir noch mal die Erlaubnis. Hoffentlich schieß ich dann nicht vorbei oder kratz es an, denn dann gibt's einen großen Anschnautzer.

Luise.

Jungen und Mädel:

arbeitet mit an der Beilage „Jugend im Volk“, indem ihr gute Beiträge einsendet!

Unsere Fahrt zum Erntefest nach Witoldowo.

Nach langer Zeit konnten wir wieder einmal eine Spielfahrt machen. Und zwar ging es nach Witoldowo. Wer irgend Zeit hatte, fuhr schon um 4 Uhr nachmittags mit dem Triebwagen bis nach Wtelno und von dort aus nach Witoldowo. Der Triebwagen war tüchtig voll gepackt. Wir ließen unseren Gedanken freien Lauf, spinnten darüber, wie es sein würde, wenn nun noch ein „Vaein“ kommen würde, und mit ungefähr 20 bis 30 Personen würde mitfahren wollen. Einige waren der Ansicht, es würden viele aufs Dach klettern und sich auf die Puffer setzen müssen. Da kam denn doch einer auf den schlauen Gedanken, daß man einen Wagen anhängen würde. Bei allerbester Laune langten wir auf einem Kastenwagen in Witoldowo an. Der erste Gang war natürlich in den Saal. Wir waren mit allem sehr zufrieden. Es dauerte auch nicht lange, da kam Dr. Kohnert, von allen sehnsüchtig erwartet. Im Saale wurde er stürmisch begrüßt. Nachdem der Vorsitzende dieses Fest eröffnet hatte, sprach Dr. Kohnert zu uns. Leider mußte er uns bald verlassen, da er noch auf einer anderen Stelle erwartet wurde. Nach einer Ausführung von Kamerad Siegfried Bölter, die insbesondere an die Jugend gerichtet war, begann der gemütliche Teil mit Laienspiel, Volkstanz usw. Unser Kiepura war hierbei immer der Hauptmacher. Die Musik spielte, wir tanzten und Kiepura sang, und zwar so leise, daß wir immer in erster Linie seinen Gesang hörten. Auch in den Pausen zeigte er seine hervorragende Kunst in dieser Sache. Dr. Meier-Müller und Ursel Henkel, die aus Trzemietowo zu uns kamen, wurden mit großem Hallo begrüßt. Nun ging es abwechselnd mit Tanz und Lied. Leider mußten wir schon um 6 Uhr morgens diese gastfreundlichen Leute verlassen. Alle — ungefähr 20 Mann — wurden auf einen Kastenwagen gepakt. Und mit dem Liede „Muß i denn, muß i denn“, verabschiedeten sich die Kapelle wie auch unsere neu gewonnene Freunde. Wir fuhren unserem Heimatstädtchen zu. Bei guter Stimmung und etwas müde landeten wir in Bromberg und jeder wollte so schnell wie möglich in der Klappe sein.

Ein Mädel.

Mondscheinfahrt mit Hindernissen.

Während unsere Kameraden, die kein Rad besitzen, schon um 4 Uhr nachmittags mit der Bimmelbahn fuhren, versammelten wir uns um 7 Uhr im Heim. Punkt 7 Uhr fuhren wir los. Mit 5 Jungen und einem Mädel, welches die Bahn verspätet hatte, auf dem Socius. Bei einem Polizisten hatten wir die erste „Zwangspause“ da zwo Mann ohne Licht fuhren. Wir führten also unsere Stahlrösser am Polizisten vorbei, und nun geht es weiter mit einem mörderischen Tempo durch die Stadt. In Jägerhof hatten wir die zwote „Zwangspause“, da ein Rad sich die doppelte Belastung und das schlechte Pflaster, nicht gefallen ließ, und aus diesem Grunde so frei war, einen Rahmenbruch zu bekommen. Wir packten also das Mädel auf ein anderes Rad und schon gehts wieder weiter. Jetzt nur noch mit vier Rädern. Kurz hinter der Stadt wieder Pech. — Als wir weiter fuhren, da waren wir nur noch drei — Räder nämlich.

Jetzt bekommen wir zur Entschädigung Mondschein, so daß wir unser Lampenlicht sparen können. Die Landstraße entlang ging alles gut. Doch schon auf dem ersten Landweg „fängts los“. Schlag auf Schlag. Auf schmalem Steige gings ein Stückchen ganz gut. Dann jedoch wurde auch dem zweiten Rade die doppelte Belastung zu schwer und es ließ es sich gefallen in eine Wagenspur zu fahren. Die Folge davon war, daß der Fahrer und das arme Mädel mit der Nase im Sande steckten. Natürlich war das für die anderen Grund zum Lachen. Ebenso für den Mond, der verzog sein ¾-Gesicht ebenfalls zu einem breiten Grinsen. Wir wechselten darauf die Räder und kamen ohne weitere Schwierigkeiten nach Wtelno. Dort fragten wir einige junge Leute nach dem Wege nach Witoldowo. Froh waren wir, als wir erfuhren, daß sie dasselbe Ziel hatten. Denn nun meinten wir, würde es gut gehen. Ja, Kuchen! Unter wegkundiger Führung ging es ein gut Stück flott vorwärts, bis — ja, bis das Rad wieder seine Mucken bekam und kippte. Jetzt war ich derjenige, der mit der Nase im Sande lag, und die anderen über mich lachten. So ging das noch ein paar mal. Kurz vor Gogolinek fuhr unsere Wtelnoer Bekanntschaft voraus, um sich bei einem Bekannten zu säubern und wir im Vertrauen auf meine Ortskenntnis hinterher. Jedoch versagten meine großen Ortskenntnisse vollkommen. Wir landeten statt in Witoldowo, bis wohin wir noch gut einen Kilometer zu fahren hatten, drei Kilometer in der entgegengesetzten Richtung. Da packte mich die Wut. Ich nahm wieder mein Rad, bei welchem, nebenbeigesagt, im Vorderrad 6 und im Hinterrad 4 Speichen fehlten, setzte das Mädel rauf und zurück gings, und zwar in einem Tempo, wie es sonst nur Stuck im Bergrennen fährt. Da wir jetzt endlich den richtigen Weg fuhren, waren wir glücklich, als wir in einer halben Stunde in Witoldowo anlangten. Dort wurden wir mit großem Hallo empfangen. Wir gebrauchten zu dieser Fahrt, die unter normalen Umständen 1½ Stunden dauern dürfte, nur 3½ Stunden!

So steht zum Schluß am rechten Platz,
Der unumstößlich wahre Satz.
„Die Schwierigkeit ist immer klein —
Man muß nur nicht verhindert sein!“

Schorsch.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.